

HEYNE <

DAS BUCH

Die goldenen Zeiten der Erde sind vorbei: Nur noch zehn Prozent der Menschheit bewohnen den blauen Planeten. Für sie unzugänglich umspannt ein gigantischer künstlicher Ring den Planeten – das letzte Mahnmal der einst so hochkultivierten Zivilisation. Unter den verbliebenen Erdenbewohnern befinden sich auch Strom, Meda, Quant, Manuel und Moira. Das genetisch modifizierte Quintett bildet die personelle Einheit Apollo Papadopulos, die darauf programmiert ist, wie ein einziger Mensch zu denken, zu fühlen und zu handeln. Dazu ausgebildet, Sternenschiffe zu lenken, sieht sich Apollo bei seiner jüngsten Mission plötzlich Mächten gegenüber, die weit mehr vorhaben, als diesen Einsatz zu sabotieren. Der Kampf gegen unbekannte Gegner führt Apollo nicht nur quer durch Süd- und Nordamerika, sondern schließlich zu dem sagenumwobenen Ring – und damit zum dunkelsten Geheimnis der Menschheit ...

DER AUTOR

Paul Melko, geboren 1968, gehört zu den renommiertesten Science-Fiction-Autoren der USA und wurde für seine Kurzgeschichten sowie für *Der Ring* bereits mehrfach ausgezeichnet. Sein Roman *Die Mauern des Universums* erschien 2010 im Wilhelm Heyne Verlag. Der Autor lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in Ohio.

PAUL MELKO

DER RING

Roman

Deutsche Erstausgabe

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Titel der amerikanischen Originalausgabe
SINGULARITY'S RING
Deutsche Übersetzung von Ulrich Thiele

Deutsche Erstausgabe 03/2011
Redaktion: Ursula Kiausch
Copyright © 2008 by Paul Melko
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

eISBN 978-3-641-06480-8

www.heyne-magische-bestseller.de

Natürlich für Stacey

1 STROM

Ich bin Kraft.

Intelligent bin ich nicht; Moira ist intelligent. Ich kann mich nicht ausdrücken wie Meda, ich habe keinen Sinn für Mathematik wie Quant, ich bin nicht so geschickt wie Manuel.

Wer steht mir am nächsten? Wenn überhaupt jemand, dann Manuel – sollte man meinen: In seinen Händen, seiner Fingerfertigkeit liegt seine große Stärke. Doch er besitzt auch einen messerscharfen Verstand und speichert Informationen für uns, ganz banale Dinge, die er in unsere Erinnerungen einwebt.

Aber nein, Moira steht mir am nächsten, vielleicht sogar deswegen, weil sie mein exaktes Gegenteil ist. Für mich ist sie genauso schön wie Meda, selbst als Singleton wäre sie etwas Besonderes. Ohne mich wäre der Pod auch nicht schlechter dran. Ohne mich wäre der Pod immer noch Apollo Papadopoulos und auf dem besten Weg, Captain eines Raumschiffs zu werden. Denn dafür wurden wir konstruiert. Jeder von uns ist ein eigener Mensch, ein Individuum mit eigenen Gedanken, aber zusammen sind wir etwas anderes, Besseres. Wobei mein Beitrag nicht mit dem der anderen zu vergleichen ist.

Ich schirme die Gedanken gegen die anderen ab, aber Quant hat mir schon einen Blick zugeworfen. Hat sie meine Zweifel gerochen? Ich lächle und hoffe, dass sie darauf her-

einfällt, berühre ihr Handgelenk und lege mein Pad auf ihres. Unsere Gedanken mischen sich, und ich schicke ihr eine chemische Erinnerung: Moira und Meda in ihrer Kindheit, wie sie lachen und Händchen halten. Sie sind drei oder vier Jahre alt; der Pod hat sich also schon verbunden, aber wir leben noch in der Krippe, das Dritte Stadium steht uns noch bevor. Die beiden haben kastanienbraunes Haar, das ihnen in langen Korkenzieherlocken um die Köpfe baumelt. Moira lächelt nicht ganz so breit wie Meda, weil sie sich gerade das Knie aufgeschürft hat. Dann nimmt Meda Quants Hand, Quant Manuals, Manuel meine, und auf einmal spüren wir alle, wie sich Meda über den Anblick des Eichhörnchens auf der Wiese gefreut hat, und wie sich Moira ärgert, es durch ihren Sturz vertrieben zu haben. Im Hier und Jetzt, in den Bergen, kommt unser Konsens kurz ins Stocken, als sich jede und jeder die Erinnerung aus ferner Vergangenheit vergegenwärtigt.

Moira lächelt, aber Meda bleibt ernst. »Wir haben zu tun«, sagt sie.

Ich weiß, natürlich weiß ich das. Das Blut schießt mir ins Gesicht. Obwohl wir dicke Anoraks tragen, spüre ich, wie sich meine Scham in der Luft verteilt. Die anderen fühlen mit mir, auch ohne die Pads an meinen Handgelenken zu berühren.

Tut mir leid. Ich forme die Worte mit den Fingern, während sich der Gedanke zwischen uns ausbreitet.

Wir sind irgendwo in den Rocky Mountains, nahe der Baumgrenze, wo uns die Lehrer mit dem Aircar abgesetzt haben. Unsere Aufgabe: fünf Tage überleben in der Wildnis. Mehr haben sie nicht gesagt. Wir hatten eine halbe Stunde, um unsere Ausrüstung zusammenzusuchen.

Unsere Klassenkameraden und wir befinden uns in der achten Woche unseres Überlebenstrainings. Lernen, wie man in der Wüste überlebt, im Wald und im Dschungel –

Herausforderungen, die sich im All mit Sicherheit nicht stellen werden. Dort wird uns nur ein Klima begeben, tödliches Vakuum, und damit kennen wir uns aus. Aber diese Aufgaben müssen wir nun mal bewältigen, wenn wir gewinnen wollen, und dem Sieger winkt das Kommando über die *Consensus*. Dafür wurden wir konstruiert, wir und die anderen.

Am ersten Tag des Trainings hat sich Theseus, unser Lehrer, vor uns aufgebaut und uns mit bellenden, abgehackten Stimmen angebrüllt. Theseus ist ein Duo aus zwei Individuen, die simpelste Stufe eines Pods.

»Ihr seid hier, um zu lernen, wie man denkt!«, schrie der linke Theseus.

»Ihr seid hier, um zu lernen, wie man sich auf ungewohntem Terrain bewegt! Wie man großem Druck standhält! Unter extremen Bedingungen!«, fuhr der rechte Theseus fort.

»Ihr wisst nicht, was euch erwartet!«

»Ihr wisst nicht, was euch helfen kann, zu überleben! Und was euch umbringen wird!«

Nach zwei Wochen Vorbereitung in der Klasse haben sie uns dann jede Woche in eine andere Vegetationszone gebracht, wo wir vor Ort lernen sollten, wie man sich in der Natur durchschlägt. Aber Theseus war immer irgendwo in der Nähe. Erst jetzt, in unserer letzten Woche, sind wir ganz auf uns gestellt. Ein Haufen Schüler mitten in den Bergen.

Plötzlich stand einer von Theseus in der Tür zu unserem Zimmer. »Apollo Papadopulos! Überleben in Eis und Schnee! Zwanzig Kilo pro Podmitglied! Los!«

Wir hatten Glück, die Anoraks hingen gleich im Schrank, und wir konnten sogar noch ein Polymerzelt einstecken. Elliott O'Toole trägt nur einfache Baumwollmäntel ohne Wärmeisolation, das haben wir auf dem Flug mitbekommen. Der Arme.

Zwanzig Kilogramm sind nicht viel. Sechzig Kilo habe ich mir aufgeladen, den Rest an meine Podpartner verteilt. Im Aircar ist uns aufgefallen, dass Hagar Julian und Elliott O'Toole ihr Gepäck gleichmäßig aufgeteilt haben. Sie achten nicht auf ihre individuellen Stärken.

Strom!, ermahnt mich Meda ein zweites Mal. Schnell lasse ich Manuels und Quants Hände los, doch die Schampheromone riechen sie so oder so, in der eisigen Luft breitet sich der chemische Beweis meiner Verlegenheit unaufhaltsam aus. Wie zuvor bemühe ich mich, meinen angestammten Platz im Konsens des Pods einzunehmen, ein unverzichtbarer Teil des Ganzen zu werden. Ich muss mich konzentrieren. Gemeinsam sind wir unschlagbar.

Chemische Gedanken kreisen zwischen uns, im Uhrzeigersinn und gegen den Uhrzeigersinn – Vorschläge, Listen, spontane Einfälle. An meiner üblichen Position zwischen Moira und Quant versuche ich, einen sinnvollen Beitrag zu leisten. In dieser Reihenfolge können wir am besten denken, aber manchmal stellen wir uns anders auf, dann nehme ich Manuels Hand oder Moiras und Medas Hände, um den Prozess in eine andere Richtung zu lenken. Ab und zu hilft uns das weiter.

Ich fühle mich wie ein bloßes Verbindungsstück, während die Ideen der anderen an mir vorüberschwirren. Manchen ist eingeprägt, von wem sie stammen. So weiß ich, dass Quant die sinkende Temperatur und steigende Windgeschwindigkeit registriert hat, was uns veranlasst, die Priorität von Unterschlupf und Feuer zu erhöhen. Allmählich bildet sich ein Konsens heraus.

Vor Einbruch der Dunkelheit müssen wir das Zelt aufbauen und Feuer machen. Wir müssen etwas essen, wir müssen eine Latrine graben. Die Liste wandert vom einen zum anderen, eine Entscheidung nach der anderen wird getroffen. Mir geht das alles viel zu schnell, über manches

werde ich mir nicht so rasch klar. Aber ich tue, was ich kann, und ansonsten vertraue ich dem Pod. Der Pod und ich, wir sind ein und dasselbe.

Da wir die Handschuhe ausgezogen haben, um besser denken zu können, frieren wir an den Händen. Hier in den Rocky Mountains ist es so kalt, dass sich unsere Gefühle – die Pheromone, die unsere chemischen Gedanken verstärken – in Lichtgeschwindigkeit ausbreiten, doch manchmal vertreibt der Wind eine Emotion, ehe wir sie richtig erfassen können. Und wenn wir die Handschuhe über die Handgelenke und die Anoraks über die Nasen und Halsdrüsen ziehen, können wir nicht mehr klar denken. Dann ist es fast so, als wären wir allein – bis wir eine untergeordnete Aufgabe erledigt haben, die Handschuhe ausziehen und uns zu einem schnellen Konsens vereinigen.

»Strom, geh Feuerholz sammeln«, erinnert mich Moira.

Wo breite Schultern gefragt sind, bin ich zuständig. Ich entferne mich einen Schritt von der Gruppe, und plötzlich bin ich wirklich allein. Keine Berührung mehr, kein Geruch. Einsamkeit will geübt sein. Natürlich wurden wir allein geboren, doch unsere ganze Kindheit und Jugend über, vom Ersten bis zum Vierten Stadium, haben wir uns bemüht, ein kollektives Wesen zu bilden. Und jetzt üben wir uns wieder im Alleinsein, denn auch das ist eine wichtige Fähigkeit. Ich werfe einen schnellen Blick zurück auf die anderen vier: Quant nimmt Moiras Hand und schickt ihr einen Gedanken, sie vertraut ihr etwas an, und ich spüre einen Stich der Eifersucht. Aber warum habe ich solche Angst? Wenn es etwas Wichtiges war, werde ich es später, im nächsten Konsens, sowieso erfahren. Aber jetzt muss ich alleine weiter.

Als Lagerplatz haben wir uns eine mehr oder weniger flache Stelle in einem kümmerlichen Wäldchen windgekrümmter Kiefern ausgesucht. Unter uns fällt der steinige Hang

sanft ab und bildet eine flache, V-förmige Schlucht, in der sich Wind und Schnee fangen, begrenzt von einem steilen, felsigen Abhang. Darunter muss das lang gezogene Tal liegen, das wir vom Aircar aus gesehen haben, eine breite Senke voller Bäume und Schneeverwehungen. Über uns erhebt sich eine schroffe, von massiven Schnee- und Eisformationen gekrönte Felswand. Der Gipfel ist von hier aus nicht zu erkennen, dafür sind wir noch viel zu tief. Die weißen Seiten der gezackten Bergketten, die sich zu beiden Seiten erstrecken, glänzen in der Nachmittagssonne. An ihren westlichen Spitzen stauen sich die Wolken.

Hier liegt so wenig Schnee, dass wir schnell zur harten Erde vorstoßen können. Die Bäume werden uns vor dem Wind schützen, und an ihren Ästen können wir hoffentlich die Zeltschnüre befestigen.

Am Rand der Kiefernreihe laufe ich die flache Schlucht hinunter.

Weil wir keine Axt dabei haben, kann ich nur herumliegende Äste und Zweige aufklauben. Was natürlich alles andere als optimal ist, denn mit halbverrotteten Scheiten lässt sich kein ordentliches Feuer anfachen. Ich speichere das Problem für einen späteren Konsens ab.

Immerhin finde ich einen losen, harzverklebten Kiefernast vom Umfang meines Unterarms. Ich frage mich, ob er wohl brennen wird, während ich ihn die Schlucht hinauf zum Lager schleppe. Plötzlich fällt mir etwas auf: Hätte ich weiter oben nach Holz gesucht, könnte ich es jetzt bequem nach unten schleifen. Eigentlich ganz einfach, und wenn ich die Frage im Konsens eingebracht hätte, wäre es auch ganz einfach gewesen.

Auf der Lichtung, die die anderen freigelegt haben, lasse ich den Ast fallen und fange an, die Feuerstelle vorzubereiten. Ich ordne einige Steine U-förmig an, mit dem offenen Ende in Richtung des Windes, der vom Berg herabweht. So

bekommt das Feuer genug Luft, und auf der Umrandung können wir kochen.

Strom, da soll doch das Zelt hin!

Ich fahre hoch und begreife, dass ich auf Grundlage eigener Entscheidungen gehandelt habe, ohne Konsens.

Tut mir leid.

Rasch räume ich das Zeug weg, verwirrt und peinlich berührt. Ich fürchte, ich bin nicht ganz auf dem Damm, aber ich unterdrücke das Gefühl, während ich Schnee beiseite wische, um Platz für eine neue Feuerstelle zu schaffen.

Wir beschließen nachzusehen, wie die anderen vorankommen. Also laufe ich den Pfad hinauf, der über die Baumgrenze in die Höhe führt. Außer uns nehmen noch vier Schüler am Überlebenstraining teil. Wir kennen uns seit Jahren, als Klassenkameraden und Konkurrenten, und unser Verhältnis ist seit jeher dasselbe: Wir wollten schon immer wissen, wie sich die anderen machen.

Als ich die Baumgrenze erreicht habe, entdecke ich einen halben Kilometer weiter westlich Elliott O'Toole. Sein Zelt steht schon, der Pod hat sich bereits im Inneren versammelt. Im Osten, in ein paar Hundert Metern Entfernung, sehe ich Hagar Julian, der sich nicht für einen felsigen Abhang, sondern für ein Schneefeld entschieden hat. Er gräbt sich gerade in eine Verwehung ein, vielleicht will er sich in einer Eishöhle verkriechen. Da kann er lange graben, denke ich, denn das Loch muss für fünf Personen reichen. Ein enormer Energieaufwand, und noch dazu kann er da drinnen kein Feuer machen.

Megan Kreighton und Willow Murphy, die beiden anderen Pods, stecken wahrscheinlich irgendwo zwischen den Bäumen hinter Hagar Julian. Von hier aus kann ich nicht erkennen, wie sie vorankommen, aber erfahrungsgemäß werden Julian und O'Toole sowieso unsere schärfsten Konkur-

renten sein. Nur einer wird die Ehre haben, die *Consensus* durch das Rift zu steuern.

Ich kehre zu den anderen zurück, um meine Beobachtungen zu teilen.

Inzwischen haben wir das Zelt großteils aufgebaut; die Schnüre haben wir an den Kiefern befestigt, weil wir wegen der Gewichtsbegrenzung keine Heringe mitnehmen konnten. Wir haben vieles zurückgelassen, um unser Gepäck unter zwanzig Kilo pro Podmitglied zu drücken, aber auf Streichhölzer wollten wir nicht verzichten. Ich gehe in die Knie, um das Feuer zu entzünden.

Strom!

Selbst im scharfen Wind ist der Geruch unverkennbar. Der Pod ruft mich, er wartet auf mich. Ich soll helfen, die letzten Zeltschnüre festzuzurren und an den Ästen zu verknoten. Zu dieser Entscheidung sind sie ohne mich gekommen, eigentlich nichts Ungewöhnliches, wenn es die Situation erfordert. Und ich verstehe sie ja – sie brauchen mich nicht, um zu einem gültigen Konsens zu gelangen.

Als wir die Spinnenseidefäden festziehen, richtet sich das Zelt wie von Geisterhand auf. Eine kleine, blasenförmige Zuflucht, weiß auf weiß, Polymer auf Schnee. Endlich haben wir ein Zuhause in der Wildnis! Die Luft füllt sich mit Freude über unseren Erfolg.

Schnell schlüpft Quant ins Innere und kommt mit einem breiten Lächeln auf den Lippen wieder heraus. »Wir haben es geschafft!«

Jetzt wird erst mal gegessen, meint Manuel.

Zu essen gibt es kleine Tüten mit kaltem, zähem Fisch. Sobald wir das Feuer in Gang gebracht haben, können wir uns was Richtiges kochen, aber jetzt müssen wir damit vorliebnehmen. *Wären wir wirklich allein im Gebirge, sende ich, müssten wir uns unser Essen selbst jagen.* Dazu schicke ich

ein Bild von mir mit einem riesigen Elchkadaver auf den Schultern herum. Moira muss lachen, und ich hatte wirklich einen Witz machen wollen, aber als ich unsere Vorräte an Trockenfleisch und -obst durchgehe, kommen mir tatsächlich ernsthafte Bedenken. Wir werden hier noch ziemlich hungern müssen, überlege ich und fühle mich sofort schuldig, weil wir nur so wenig eingepackt haben. Schließlich bin ich für die Sicherheit des Pods zuständig.

»Noch ein Test«, sagt Quant. »Sie wollen uns schon wieder testen, nur diesmal im Gebirge. Als ob wir uns jemals in den Bergen rumtreiben müssten. Als ob sie daraus irgendwelche Rückschlüsse auf unsere wahren Fähigkeiten ziehen könnten.«

Wir wissen, was sie meint. Manchmal fühlen wir uns wirklich wie Versuchskaninchen. Eine Prüfung nach der anderen, so geht das schon seit Ewigkeiten. Dabei gibt es gar keine Niederlagen, nur Siege, wiederholte Siege, bis sie vollkommen bedeutungslos geworden sind. Wir dürfen überhaupt nicht scheitern. Das wäre eine Katastrophe.

Ich will den Gedanken noch zurückhalten, aber er ist mir schon entkommen.

»Wir werden nicht scheitern«, sagt Meda, und ich laufe wieder rot an.

Quant schüttelt den Kopf, bevor sie im Anblick des flackernden Lichts auf der Zeltwand versinkt.

»Wir könnten uns den Sonnenuntergang anschauen«, schlage ich vor.

Im Zelt haben wir unsere Kapuzen und Handschuhe gelockert, obwohl die Temperatur selbst hier nur knapp über dem Gefrierpunkt liegt. Als wir ins Freie treten, ist der Unterschied zwischen drinnen und draußen noch deutlicher zu spüren als zuvor, denn die Sonne ist mittlerweile hinter den Gipfeln im Westen versunken. Es ist ein farbloser Sonnenuntergang. Das Licht, noch immer klar und weiß, spiegelt

sich an der Unterseite des Rings und lässt den schmalen Orbitaltorus heller glänzen als zur Mittagszeit. Wolkenfetzen gleiten rasch über den Himmel, und ich warne die anderen: Es könnte Schnee geben. Im Lauf unserer fünf Tage im Gebirge wird es sicher noch schneien, und vielleicht schon heute Abend.

Brandgeruch weht zu uns herüber; offenbar ist es Elliott O'Toole gelungen, Feuer zu machen. Der Wind trägt Grillduft an unsere Nasen.

»Verdammt!«, ruft Quant. »Bei dem gibt's Steak!«

Brauchen wir nicht.

Will ich aber!

»Hier geht es ums Überleben, nicht um irgendwelchen Luxus«, schalte ich mich ein.

Quant starrt mich wütend an. Ich spüre ihren Ärger, und dass sie nicht die Einzige ist, die so empfindet. Angesichts dieses Teilkonsenses knicke ich sofort ein und entschuldige mich, obwohl ich eigentlich nicht weiß, wofür. Meda meinte einmal, ich sei konfliktscheu. Aber ist das nicht normal? Wir sind fünf, ich bin nur einer. Ich muss mich dem Kollektiv unterwerfen, genau wie wir alle. Nur so kommen wir zu guten Entscheidungen.

Gegessen haben wir, und bald wird es dunkel. Zeit, die letzten Arbeiten zu erledigen, die noch im Freien zu tun sind: eine Latrine graben und falls möglich ein Feuer machen. Die Feuerstelle übernehmen Manuel und ich. Wir ordnen Steine an, bereiten Zunder vor und schichten eine Pyramide aus Brennholz auf. Noch während wir damit beschäftigt sind, wird mir klar, dass es heute Abend zu windig ist. Eigentlich ist das Plateau ein optimaler Campingplatz, aber der Wind, der in den Zeltschnüren singt, peitscht nur so den Abhang hinunter.

Auf einmal bemerken wir Angstgeruch in der Luft, kindliche Angstpheromone. Instinktiv denke ich, eine von uns sei

in Gefahr – bis wir genauer riechen und den fremden Duft erkennen. Es ist einer von unseren Klassenkameraden. Als der Wind für einen Moment nachlässt, hören wir dumpfe Schritte: Jemand rennt schwer atmend durch den Schnee.

Wie in jeder kritischen Situation sammelt sich der Pod um mich. Wir fassen uns an den Händen und vereinigen uns, aber unser Konsens ist nicht viel wert, da wir nur nach fremden Pheromonen und ein paar vereinzelt Geräuschen urteilen können.

Ich löse mich aus der Gruppe. Wer auch immer in Gefahr ist, ich muss helfen. Der Duft des Pods mahnt mich zur Vorsicht, doch ich ignoriere ihn. Ich habe keine Wahl, ich muss helfen. Manchmal zögern wir zu lange, manchmal suchen wir zu lange nach einer Entscheidung, und dann ist es zu spät. Ein Gedanke, den ich ganz sicher nicht mit den anderen teilen möchte, niemals.

Es ist eine von Hagar Julian. Nur eine. Ich weiß nicht, wie sie heißt. Sie kommt mit entblößtem Kopf angerannt, ihre Kapuze schlenkert nutzlos um den Hals. Mich sieht sie gar nicht, aber ich fange sie auf und halte sie fest. In ihrer blinden Panik wäre sie wahrscheinlich unmittelbar an uns vorbeigelaufen, in die Dunkelheit und vielleicht direkt in den felsigen Abgrund.

Sie riecht fremd. Mit Gewalt zerre ich ihr die Kapuze über die Haare. Bei extremer Kälte muss man unbedingt den Kopf bedeckt halten, weil er am meisten Wärme abstrahlt – den Kopf und auch die Hände. Vielleicht haben die Lehrer deshalb beschlossen, unsere letzte Prüfung in den Bergen abzuhalten, wo die Organe, die uns erst zum Pod werden lassen, praktisch nutzlos sind.

»Was ist los?«, frage ich sie. »Was ist passiert?«

Sie hechelt vor sich hin, sie verströmt pure Angst. Ich weiß nicht, was ihr in diesem Moment mehr zu schaffen macht, die Abspaltung von ihrem Selbst oder was auch

immer gerade vorgefallen ist. Aber ich weiß, dass Julian ein sehr eng verbundener Pod ist, der sich nur im absoluten Notfall trennt.

Um uns herum ist tiefschwarze Nacht, ich kann weder O'Tooles Feuer noch Julians Eishöhle erkennen. Kaum zu glauben, dass sie es bis hierher geschafft hat.

Ich hebe sie hoch, lege sie über die Schulter und trage sie vorsichtig durch die Schneedünen bis zu der Lichtung um unser Zelt. Sie zittert am ganzen Leib. Die vielen Fragen meines Pods ignoriere ich einfach, dafür ist jetzt keine Zeit. Quant schlägt die Plane vor dem Eingang zurück.

Aus den Handschuhen der Fremden rieselt Schnee. Blaue Hände kommen zum Vorschein, über die ich schnell meine eigenen Handschuhe stülpe. Auch ihre Stiefel und ihren Anorak befreie ich sorgfältig vom Schnee. Über meinen Pod, der sich augenblicklich um uns versammelt, kann ich auf Informationen über Erste-Hilfe-Maßnahmen zugreifen.

Hypothermie.

Zittern, Orientierungsschwierigkeiten, keine Reaktion auf Ansprache – lauter Symptome einer starken Unterkühlung. Die Desorientierung könnte allerdings auch mit der Trennung von ihrem Pod zusammenhängen.

Sie muss ins Krankenhaus.

Eine von uns schaut auf das Funkgerät in der Ecke. Jetzt die Lehrer zu rufen, wäre ein Eingeständnis der Niederlage.

Ich blicke der Fremden in die Augen. »Wo sind die anderen von dir?«

Sie sieht mich nicht mal an.

Also schnappe ich mir eine Spule Spinnenseide und knote das eine Ende an meinen Anorak.

Nein!

Doch. »Irgendwer muss nachschauen, was mit dem Rest passiert ist.«

Wir dürfen uns nicht trennen. Nicht jetzt.

Ich will hierbleiben, ich will mich mit meinem Pod vereinigen, einen Konsens suchen. Und einfach auf Rettung warten.

Aber das geht nicht. Ich muss los. »Passt auf, dass sie nicht auskühlt. Am besten, ihr wärmt sie mit euren Körpern. Aber wärmt sie nicht zu schnell auf.«

Schnell öffne ich den Zeltausgang, klettere ins Freie und versiegele die Plane wieder. Quant schlüpft mit mir nach draußen.

»Sei vorsichtig. Es fängt an zu schneien«, mahnt sie, während sie mir das andere Ende der Schnur abnimmt und an einen der D-Ringe an unserem Zelt bindet. Der Faden verdreht sich zu einer Kordel und näht sich automatisch zusammen. Ich bin froh, dass sie das für mich erledigt hat, denn so muss ich meine nackten Hände nicht aus den Anoraktaschen nehmen.

»Ich bin immer vorsichtig.«

Der Wind treibt mir Schnee ins Gesicht, ich spüre eiskalte Nadelstiche auf den Wangen. Zusammengekrümmt versuche ich, die Spuren der Fremden zu verfolgen. Aber ich muss mich beeilen, die ersten Stiefelabdrücke sind bereits halb verschüttet. Durch die dahinjagenden Wolken scheint ein fahler Mond, der die Gebirgslandschaft in ein graues Licht taucht. Grau in grau. Weiter, sage ich mir, konzentrier dich auf deine Aufgabe. Und denk nicht daran, dass du deinen Pod zurückgelassen hast. Trotzdem zähle ich meine Schritte, damit ich immer weiß, wie groß der Abstand zwischen uns schon geworden ist. Schritte zählen, das wäre typisch Quant. Ein beruhigender Gedanke.

Als ich kurz aufschaue, um die Fährte nicht zu verlieren, schlägt mir frostige Luft ins Gesicht und vereist meine Nasenlöcher. Die Kälte tut weh, wie ein penetranter Kopfschmerz, und der Wind trägt keinen Geruch mit sich, keine Nachrichten von Hagar Julian.

Ich stoße auf ein geborstenes Schieferplateau. Hier muss sie entlanggekommen sein, denn die Fußabdrücke enden unmittelbar vor der kantigen Steinplatte. Jetzt kann es nicht mehr weit sein. Als ich Julian vom Hang aus beobachtet habe, war er höchstens fünfhundert Meter entfernt.

Für einen Moment kehre ich dem Wind den Rücken zu und ziehe die Kapuze weit über den Kopf, doch der Schnee zwängt sich durch die Spalten und in meine Augen. Und das Wetter verschlechtert sich weiter. Ich harre noch ein paar Sekunden aus, um dieses Gefühl – die stechende Kälte, das Rauschen der Luft – für später abzuspeichern. Als ich mir vorstelle, mein Abenteuer in ein paar Minuten mit dem Pod zu teilen, wird mir wieder etwas wärmer.

Weiter. Ich stapfe über den glatten Schiefer, einmal rutsche ich aus und lande auf dem Knie. Plötzlich endet das Plateau in einem Fluss aus grauem Schnee. Ich kann mich nicht erinnern, diese Formation vorhin gesehen zu haben. Kein Wunder, begreife ich im nächsten Moment, vor kurzem gab es sie noch gar nicht. Eine Lawine hat Hagar Julian unter sich begraben.

Trotz der beißenden Kälte bleibe ich einfach stehen. Was jetzt?

Als ich einen Fuß auf die grauweiße Fläche setze, kracht es unter meinem Stiefel. Noch vor einer Stunde war hier eine freie Senke, nun ist sie angefüllt mit Eis und Felsbrocken. Ich frage mich, ob ich mit einem weiteren Lawinenabgang rechnen muss, doch in dem Schneegestöber ist die Felswand über mir nicht zu erkennen.

Es geht leicht bergauf. Zehn Meter weiter entdecke ich einen halb verschütteten Stoffetzen. Sofort zerre ich daran, aber er bewegt sich keinen Millimeter.

»Julian!« Die wirbelnden Flocken dämpfen meine Stimme.
»Julian!«

Keine Antwort. Ich hätte sie wohl sowieso nicht gehört, es sei denn, Julian hätte mir direkt ins Ohr gebrüllt.

Ich nehme die Hände aus den Taschen, um die Pads an meinen Handgelenken freizulegen. Vielleicht spüre ich ja etwas, zumindest den Hauch eines Pheromons? Nein, nichts, nur beißende Kälte. Ein Kokon aus Eis und Schnee umgibt mich, ich bin vollkommen isoliert. Wie die eine von Julian, die es zu unserem Lager geschafft hat.

Es hilft nichts. Allein und ohne entsprechende Ausrüstung werde ich Julians Leichen nie finden. Und Überlebende hat es sicher nicht gegeben, wie auch? Bis auf die eine.

Als ich mich abwende, entdecke ich einen schwarzen Fleck auf dem verwischten Grau. Ein kleiner Fleck, fast hätte ich ihn übersehen.

Ich drehe mich um, gehe einen Schritt darauf zu – und erkenne einen Arm. Sofort lasse ich mich fallen und kratze an Eis, Schnee und Steinen. Ich hoffe, ich bete, dass der Arm zu einem lebendigen Menschen gehört.

In großen Brocken räume ich den Schnee beiseite und kippe ihn hinter mich, den Hang hinunter. Bald habe ich den Oberkörper freigelegt, kurz darauf den Kopf, der in eine Kapuze gehüllt ist. Ich fasse den Verschütteten unter den Achseln und ziehe mit aller Kraft, aber die Beine wollen sich nicht bewegen. Nachdem ich kurz durchgeschnauft habe, klappe ich die Kapuze zurück. Es ist ein männlicher Teil von Julian. Stirn und Wangen sind übersät von rosa Flecken, die Augen geschlossen, aber die Flocken vor seinem Mund bewegen sich. Heißt das nicht, dass er atmet? Sicher bin ich mir nicht. Ich lege meine Pads an seinen Hals, schmecke aber keine Pheromone, nichts. Ich taste nach dem Puls.

Nichts.

Verzweifelt versuche ich, mich an das korrekte Vorgehen bei Herzstillstand zu erinnern. Moira wüsste Bescheid, Quant

auch, sie alle wüssten, was jetzt zu tun ist. Nur ich weiß gar nichts. Wie immer.

In meiner Panik packe ich ihn einfach am Oberkörper und zerre noch einmal mit aller Kraft. Irgendwie muss ich ihn aus dem Schnee herausbekommen, aber was ich auch tue, es hilft nichts. Halbherzig wische ich ihm ein paar Flocken von den Hüften. Das hat doch alles keinen Sinn. Ich bin nutzlos. Meine Kraft ist nutzlos.

Ich weiß nicht mehr weiter.

Immerhin habe ich ihn mittlerweile bis zu den Knien freigelegt. Als ich ein letztes Mal ziehe, schießt er in einem Schauer aus Schnee und Geröll aus dem Loch. Um ein Haar wäre ich nach hinten umgekippt.

Ich knie mich neben ihn und krame wieder in meinem Gedächtnis. Was tut man bei Herzstillstand? Frustriert stopfe ich meine roten, brennenden Hände in die Taschen. Allein ist mit mir nichts anzufangen. Moira an meiner Stelle ...

Auf einmal weiß ich, was zu tun ist – als hätte Moira mir eine komprimierte Erinnerung geschickt. Druck auf das Brustbein ausüben und Mund-zu-Mund-Beatmung. Die Atemwege frei machen, fünfmal drücken, einmal beatmen, fünfmal, einmal, und immer so weiter.

Also lege ich die Hände auf die Jacke des Fremden und presse, ohne zu wissen, ob ich durch die dicke Kleidung hindurch überhaupt etwas ausrichten kann. Als Nächstes schließe ich ihm die Nase mit den Fingern und beuge mich über ihn. Der Mann ist kalt, so kalt wie ein toter Fisch. Mein Magen dreht sich um, aber ich atme ihm trotzdem in den Mund, bevor ich die Herzdruckmassage fortsetze. Eins, zwei, drei ...

Ich wiederhole die Prozedur. Wenn ich ihn beatme, hebt sich die Brust jedes Mal ein Stückchen. Nach einer Minute halte ich inne und taste nach dem Puls. Da ist etwas, glaube

ich – und weiß plötzlich nicht mehr, ob ich noch weitermachen soll. Bewegt sich das Zwerchfell von selbst, oder strömt die Luft, die ich ihm in die Lungen gepresst habe, nur langsam wieder aus, wie aus einem Blasebalg?

Nein, ich darf jetzt nicht aufhören. Weiter!

Ein Husten, ein Zucken, und diesmal bin ich mir sicher: Er atmet.

Ich habe es geschafft!

Der Puls ist schwach und flattrig, aber er ist eindeutig vorhanden.

Darf ich den Julian bewegen? Kann ich ihn zum Aufwärmen ins Zelt bringen oder ist das zu gefährlich?

Auf einmal höre ich das Surren eines Aircars. Hilfe naht, ich muss ihn nicht zu unserem Lager schleppen. Erleichtert lasse ich mich in den Schnee fallen. Ich habe es geschafft!

Das Surren schwillt immer weiter an, bald sehe ich die Lichter des Aircars über dem Tal. Es wird lauter, immer lauter, zu laut. Ich frage mich, wie stabil der Schnee auf dem Grat über uns ist, ob das Kreischen des Antriebs eine weitere Lawine auslösen könnte.

Aber ich habe keine Wahl, ich kann nur hierbleiben und warten. Das Aircar gleitet bis zum Rand unseres Lagers und landet im Schatten der Bäume.

Langsam verklingt das Surren, aber der Krach lässt nicht nach. Und diesmal kommt er aus der Höhe. Oben auf dem Hang sehe ich ein Blitzen, das ich für den Suchscheinwerfer eines weiteren Aircars halte – bis mir auffällt, dass der Lärm überhaupt nicht nach dem Surren einer Wasserstoff verbrennenden Turbine klingt. Auf einmal erhebt sich ein dumpfes Grollen, und dieses Geräusch ist eindeutig: Die Schneemassen über mir haben sich in Bewegung gesetzt. Die erste Lawine hat sie gelockert, und nun geht es wieder los.

Ich stehe auf. Was jetzt?